

Gottfried Keller

Lebendig begraben

Wie poltert es! – Abscheuliches Geroll
 Von Schutt und Erde, modernden Gebeinen!
 Ich kann nicht lachen und kann auch nicht weinen,
 Doch nimmt's mich wunder, wie das enden soll!

Nun wird es still. – Sie trollen sich nach Haus
 Und lassen mich hier sieben Fuß tief liegen:
 Nun, Phantasie! lass deine Adler fliegen,
 Hier schwingen sie wohl nimmer mich hinaus!

Das ist jetzt eine wunderliche Zeit!
 Im dunkeln Grab kein Regen und kein Rühren,
 Indes der Geist als Holzwurm mag spazieren
 Im Tannenholz – ist das die Ewigkeit?

Die Menschen sind ein lügnerisch Geschlecht
 Und haben in das Grab hineingelogen,
 Den ernsten Moder schnöd mit mir betrogen –
 Weh, dass die Lüge an sich selbst sich rächt!

Die Lügner gehn von hinnen ungestraft,
 Ach, aber ich, die Lüge, muss hier bleiben,
 Dass sich der Tod ergrimmt an mir kann reiben,
 In Tropfen trinkend meines Lebens Kraft!

Ralph Dutli

Klopfzeichen aus einer anderen Welt

Es ist das Auftaktgedicht des Zyklus „Lebendig begraben“ von vierzehn Gedichten, der in der ersten Ausführung sogar neunzehn Texte umfasste. Gottfried Keller (1819 bis 1890) lässt durch alle Gedichte hindurch einen lebendig Begrabenen sprechen, der nachdenkt, sich erinnert, abrechnet mit den Lebenden. Das Motiv lag im neunzehnten Jahrhundert in der Luft, Edgar Allan Poes Erzählung „Lebendig begraben“ entstand im selben Jahr wie Kellers Zyklus: 1844. Die Angst, lebendig begraben zu werden, war weit verbreitet, es gibt dafür ein geheimnisvolles Fremdwort: Taphephobie. Vom Märchenerzähler Hans Christian Andersen geht die Legende, er habe sich nie schlafen gelegt, ohne einen Zettel gut sichtbar auf dem Nachttisch zu platzieren mit der Warnung: „Ich bin nicht tot, ich schlafe nur.“

Keller findet erstaunliche Bilder und Situationen, die dem Scheintoten durch den Kopf gehen. Da stellt er sich in einem der Gedichte vor, in einem Land zu liegen, „wo es Hyänen gibt“. Er hofft, es würde ihn hungrig eine ausgraben, er würde mit ihr kämpfen, sie besiegen, dann „im Leichentuch, wie neugeboren“ und „singend heimwärts“ ziehen. Und schließlich dem Arzt, der die Fehldiagnose des definitiven Ablebens gestellt hat, den „Leichengräber um die Ohren schlagen“. Eine kühne Gedichtfiktion, die den Schweizer Klassiker in die Nähe Charles Baudelaires und des Beginns der modernen Lyrik rückt.

In einem anderen Gedicht lässt Keller den Scheintoten die Rose aufessen, die die

geliebte Frau ihm in die vermeintlich tote Hand gab: „Da hab ich gar die Rose aufgegessen, / Die sie mir in die starre Hand gegeben! / Dass ich noch einmal würde Rosen essen, / Hätt' nimmer ich geglaubt in meinem Leben!“ James Joyce war von dem Gedicht fasziniert und übertrug es ins Englische: „Now have I fed and eaten up the rose“. Es blieb eines seiner Lieblingsgedichte bis ans Lebensende.

Im Auftaktgedicht ist die absurde Situation eingefangen. Der Begrabene ist alles andere als tot, denn er spricht ja – zu wem? Zu uns? Keine körperliche Aktivität kann er mehr ausüben („Im dunkeln Grab kein Regen und kein Rühren“). Dafür kommen Fantasie („lass deine Adler fliegen!“) und Geist (der „Holzwurm im Tannenholz“ des Sarges) umso stärker zum Ausdruck. Er sinniert über seine sinistre Lage, befragt den Charakter der Zeit: „Ist das die Ewigkeit?“ Er durchlebt eine „wunderliche Zeit“, die einer modernen, relativen, subjektiven Zeitkonzeption – der „reinen Dauer“ Henri Bergsons – entspricht.

Hier spricht ein zutiefst Einsamer, unter der Erde Alleingelassener, von der Rest-Menschheit Getrennter. Der englische Dichter John Donne behauptete im siebzehnten Jahrhundert großherzig, kein Mensch sei eine Insel. Dieser ist es dennoch, es gibt nichts unterirdisch Inselhafteres als einen lebendig Begrabenen.

Mit Beharrlichkeit wird in den letzten beiden Strophen das Wortfeld der „Lüge“

aufgesucht, als Eigenschaftswort („lügnerisch“), als Verb („gelogen“), als Subjekt („Lügner“) wie als Objekt („Lüge“), semantisch variiert („betrogen“). Die Menschen seien ein „lügnerisch Geschlecht“ – wohl nicht allein, weil sie ihn als vermeintlich Toten begraben haben. Der Scheintote hält nicht zurück mit seiner Kritik: Die defizitäre Wahrheitsliebe dürfte generell einen der Mängel der Menschheit bezeichnen.

Die Menschen erscheinen in dem Gedicht aber nicht einmal als besonders niederträchtig oder böse, sie sind nur unaufmerksam, vergesslich, inkompetent, neigen zur bequemen Lüge oder Halbwahrheit. Ob das Gericht der Wahrheit einmal kommen wird, darüber herrscht hier keine Gewissheit, nur eine bange Hoffnung, dass „die Lüge an sich selbst sich rächt“. „Selbstjustiz“ also statt des Verdikts einer höheren Macht, statt des Jüngsten Gerichts. Es gibt keine absolute, transzendente Wahrheit, die Lüge könnte sich nur selbst den Garaus machen und würde vermutlich – auch sie! – nur eine scheinhaft Tote sein. Wohl eher bleiben die Lügner „ungestraft“.

Vom Philosophen Ludwig Feuerbach beeinflusst und mit ihm den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele verwerfend, war Keller von der Einmaligkeit des Daseins überzeugt, von der Unmöglichkeit des Lebens nach dem Tod. Nur das Weiterleben im Gedicht hat er wohl doch

nicht ganz ausschließen wollen. Dann wiederum bezeichnet der Scheintote noch sich selbst als „Lüge“, er ist die inkarnierte Lüge, das Objekt der Lüge der anderen, weil er als verfrüht und vorzeitig Begrabener in Wahrheit ganz und gar nicht tot ist. Aber er ist nicht nur die Lüge der anderen, er schließt sich persönlich nicht von der Lüge aus.

In diesem Doppelspiel der Lüge bedeutet auch der Dichter sich selbst hintergründig als Lügner, weil er die Fiktion des Lebendig-begraben-Seins so viele Verse hindurch halsstarrig aufrecht erhält. Das Gedicht reflektiert somit auch das Wesen der Lyrik: scheinbar „toter Buchstabe“, der durch das Wiederlesen und Neulesen plötzlich auferweckt werden kann. Gedichte sprechen aus einem vermeintlichen Jenseits herüber oder, der Grablage entsprechend, herauf zu uns. Wir sollten hellhörig sein, hinhorchen auf das Wort, auf das Klopfzeichen, das wie aus einer anderen Welt kommt, von einem, der immer nur scheinbar tot ist.

Gottfried Keller: „Gedichte in einem Band“. Insel Verlag, Frankfurt am Main 1998. Vergriffen.

Von Ralph Dutli ist zuletzt erschienen: „Das Gold der Träume. Kulturgeschichte eines göttlichen und verteufelten Metalls“. Wallstein Verlag, Göttingen 2020. 238 S., geb., 16,90 Euro

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter www.faz.net/anthologie.